

Die Mauer zerbrach, die Stadt wurde wieder eins. Riesige Brachen verführten zu großartigen Visionen. Berlin 1990: Was für eine Zeit des Aufbruchs! Im Bauboom der neunziger Jahre wurde gewiss manches falsch gemacht, doch von welcher Epoche ließe sich das nicht sagen? Insgesamt – und der Blick von auswärtigen Besuchern bestätigt es – ist in ganz Berlin herausragende Architektur entstanden. Eine Vielzahl der bedeutendsten Architekten weltweit hat hier bauen können. Was mit der „Internationalen Bauausstellung“ 1984–1987 nur mit hohen Subventionen und auf den Wohnungsbau beschränkt entstehen konnte, ist seit 1990 selbstverständlich: dass Berlin ein Anziehungspunkt ist für Architekten von überall her.

Nicht alle Träume wurden Wirklichkeit. Und zu nicht wenigen möchte man sagen: zum Glück. Tabula rasa in der historischen Stadtmitte, Hochhaus-Spargel rund um den Tiergarten, Schnitte und Schneisen überall? Die Stadt muss nicht neu erfunden werden, sie existiert bereits: Diesem Kerngedanken ist die Berliner Stadtplanung, nicht immer zur Freude experimentierfreudiger Nachwuchsarchitekten oder selbststüchtiger

Berlin wurde Magnet für Architekten aus der ganzen Welt

Investoren, gefolgt. Doch anders, als es Kritiker eine Weile lang an die Wand malten, ist das neue, vereinte Berlin, nicht langweilig geworden, sondern aufregend. Vielgestaltig, weil der traditionelle Grundriss der Stadt bewahrt blieb und Neues sich immer wieder mit Vorhandenem beweisen musste. Nicht eine angeblich engstirnige Bauverwaltung hat mancherorts die Verwirklichung kühner Pläne verhindert, sondern zumeist das Zögern und Schachern von Investoren, die mit Grundstücken und darauf liegenden Baugenehmigungen schnelle Kasse machen wollten – weshalb nicht nur der Leipziger Platz noch immer Baustelle ist.

Das öffentliche Bauen von Parlament und Bundesregierung hat der Stadt einen Schwerpunkt beschert. Was das Land Berlin in unzähligen Wettbewerben für Schul- und Hochschulbauten ausgewählt und verwirklicht hat, ist nicht so kompakt sichtbar, füllt aber ganze Architekturführer. Über das „steinerner Berlin“ ist seit den neunziger Jahren viel gestritten worden. Zuletzt wieder – in einer kritischen Debatte, die der Tagesspiegel angestoßen hat.

Es gibt Merkmale, die auf eine große Zahl Berliner Neubauten zutreffen; unter anderem die Verkleidung mit Naturstein statt, wie manche es gerne gehabt hätten, Glas. Aber Glasfassaden gibt es auch hier, oder den Backstein, der beispielsweise in Hamburg obligatorisch ist, oder Sichtbeton oder, wenn auch zögerlich, Holz. Es gibt das angeblich verfeimte Hochhaus, wie den im Endausbau befindlichen Hotel-Turm am Zoo. Es gibt neue Wohnquartiere wie in Spandau oder Rummelsburg. Es gibt neue Formen des Geschosswohnungsbaus überall in Mitte, Prenzlauer Berg und Friedrichshain, wo es galt, Baulücken zu schließen. Es gibt Experimente wie das Badeschiff in der Spree oder die Versöhnungskapelle auf dem Mauerstreifen. Es ist unmöglich, die Vielzahl gelungener Neubauten seit 1990 auch nur annähernd darstellen zu wollen. Wir beschränken uns auf eine Auswahl – subjektiv, eigenwillig, und doch in ihrer Gesamtheit schon wieder repräsentativ. BERNHARD SCHULZ

GALERIEHAUS AM KUPFERGRABEN

Während sich der Wiederaufbau des Neuen Museums hinzog, entwarf dessen Architekt David Chipperfield gegenüber der Museumsinsel ein Galeriehaus auf dem sensibelsten Grundstück der Gegend. Es handelt sich um das Eckgrundstück schräg gegenüber der Bodestraße, dessen Bebauung jedem Besucher der „Insel“ ins Auge fällt. Chipperfield entwarf ein massives Haus, dessen Fassaden durch wenige, überdimensionale Fenster gegliedert werden. Diese Fensteröffnungen sind unregelmäßig verteilt, quer- und hochrechteckig, eine reicht über zwei Stockwerke. Die Fassaden bestehen aus den gleichen Brandenburger Abbruchziegeln, die Chipperfield beim Wiederaufbau des Neuen Museums schätzen lernte. Sie sind mit einem dünnen Putz überstrichen, der die Fassaden glättet, ohne die Ziegel zu verbergen. Mit diesem Bauwerk demonstriert Chipperfield, dass es möglich ist, Tradition und Moderne zu vereinen. BERNHARD SCHULZ

KURFÜRSTENDAMM 70

Was für ein Haus! Das Grundstück ist gerade mal 2,50 Meter breit. Und doch hat es Helmut Jahn, der deutsche Amerikaner, der in Chicago berühmt geworden ist, vermoht, dafür ein Bürogebäude dieser Eleganz zu entwerfen. Einen kleinen Turm. Licht und hell – eine Schau. Ein Wunder, dass die Autofahrer auf dem Ku'damm nicht vor Staunen Staus oder Unfälle verursachen. Aber darin liegt vielleicht ein Teil des Charmes: Das Haus ist nicht klotzig, es überrascht. Es kratzt aus, es ragt heraus. Es will entdeckt werden. STEPHAN-ANDREAS CASDORFF

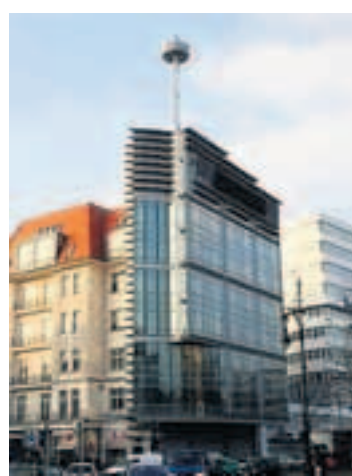
INDISCHE BOTSCHAFT

Derart roten Stein gibt es in der Berliner Architektur nicht, es gibt ihn nur in In-



Berlins beste Ansichten

Der Schloss-Neubau: nur nullachtufffzehn? Die neue Messehalle: banal statt Baudenkmal? Über das „steinerner Berlin“ wird heute gestritten wie schon in den Neunzigern. Doch die Stadt, gewachsen seit der Wende, hat eine Menge spannende Architektur zu bieten. Unsere Autoren stellen hier ihre neueren Lieblingsbauwerke vor



Absolute Hingucker. Berlin baut Masse? Nicht überall. Berlin baut Klasse, und hier sind einige Beispiele: Frank Gehrys DG-Bank-Gebäude am Pariser Platz, grandioses Zimmer mit Aussicht (oben), „The Brain“, die Philologische Bibliothek in Dahlem. Das superschmale Bürogebäude Ku'damm 70. Die individuellen Townhouses nahe der Friedrichswerderschen Kirche. Das Otto-Bock-Science-Center in der Ebertstraße mit seinen weißen, geschwungenen Glasbändern. Die indische Botschaft in Tiergarten aus rot leuchtendem Sandstein. Chipperfields Galeriehaus am Kupfergraben. Die Akademie der Künste, luzider Bau gleich neben dem Hotel Adlon. Die Canisiuskirche nahe dem Lietzensee, preisgekrönter Sichtbeton mit Holzpforte. Und der Spandauer Bahnhof, der mit dem längsten Glasgewölbe.

dien. Der Neubau der indischen Botschaft in der Tiergartenstraße, im Jahr 2000 nach kurzer Bauzeit vollendet, leuchtet bei jedem Wetter in kräftigem, vielfach changierendem Rot. Das Büro Léon Wohlhage zeigt mit einem Meisterwerk, dass sich Elemente einer fremden Kulturtradition aufgreifen lassen, ohne ins Folkloristische abzurutschen. Die geometrischen Vorstellungen der hinduistisch-muslimischen Tradition Nordindiens, Zylinder, Kubus oder Dreieck, hat das Berliner Trio mit der Architektur der Moderne verschmolzen und zugleich die Berliner Sprache der steinernen Fassaden mit eingeschnittenen, asymmetrisch verteilten Fenstern verwendet. Der Hohlzylinder des gläsernen Eingangs kehrt als verputzter Massivbau im Hof wieder. Das Wasserbecken auf der Terrasse im Hof erinnert an die Gärten der Mogulbaukunst, der Stein, dieser herrliche rote Stein, an die Paläste Rajasthans. BERNHARD SCHULZ

DIE BIBLIOTHEK DER FU

Die Berliner geben ihren markanten Gebäuden gerne Spitznamen, und die Philologische Bibliothek der Freien Universität in Dahlem bekam den ihren sogar schon

vor der Eröffnung 2005: „Berlin Brain“, das „Berliner Hirn“. Selten passen Form und Funktion eines Gebäudes so glänzend zueinander wie bei diesem Meisterwerk von Norman Foster. In einer Bibliothek, die, wie diese, die Bestände der Philosophie und der Sprachen versammelt, erwarten wir Höchstleistungen des Geistes. Tatsächlich gleicht das Aussehen des Hauses verblüffend einem menschlichen Gehirn. Von außen, weil der silberne schimmernde Kuppelbau wie der kritische Kopf der FU über der Rostlaube thront. Von innen, weil die wellenförmigen Nutzerebenen an unsere Hirnwindungen erinnern. Das Gebäude steht so auch für den Aufstieg der FU zur Eliteuni – und für die besondere Stärke der Berliner Forschung. Denn die gehört in den Geisteswissenschaften zur Weltspitze. TILMANN WARNECKE

TOWNHOUSES WERDERSCHER MARKT

Am Anfang stand ein Plan des Senats: 47 Parzellen in Berlins historischer Mitte für private Bauherren. Erschlossene Grundstücke, 950 Euro pro Quadratmeter. Die Idee von 2004 wurde ein Erfolgsmodell. Für Mitte blieb der Stil dieser Townhouses ein Solitär, ein kleines Bau-

wunder, ein luxuriöses Wohnquartier im lauten Touristenzentrum zwischen Gertraudenstraße und Werderschem Markt. Im Caroline-von-Humboldt-Weg reihen sie sich aneinander: 6,50 Meter schmale Designobjekte, keines wie das andere. Weiße Fassade, Fenster mit rotbraunem Holz. Roter Klinker, die obere Etage zurückgesetzt, Dachterrasse. Blanker Marmor, Metall-Fensterrahmen. Heller Sandstein, nostalgisch geschwungene Eisenbrüstungen. Schneeweiß verputzte Front, vollverglaste Erker. Bullauge mit Sprossenfenster, teilverklümmerte Fassade. Auf der Rückseite ähnliche Häuschen, eines ans andere geklebt und doch für sich, aber: kein Vergleich zur vorderen Townhouse-Seite. Ein Makler schreibt im Fenster eine Wohnung aus: 225 Quadratmeter, Bel-etage, Kamin, Marmorbad, Patio, Parkett. Der wahre Luxus dieses Quartiers liegt woanders: in einer Stille, in der man flüstern möchte, im Fehlen jeglicher Enge. So viel Stil ist beneidenswert. Jenseits der Leipziger Straße kann, wo einmal die Mauer stand, das Gegenteil besichtigt werden. Uniforme Fronten, die sich gegenseitig verschatten. Und es ist noch viel Platz für Dutzendware. SUSANNE LEIMSTOLL

SPANDAUER BAHNHOF

Am frühen Morgen ist es in Spandau am schönsten. Wenn man auf den ICE wartet und im Osten, über der Havel, die Sonne aufsteigt. Dann schiebt sich das Licht langsam in ein elegantes Bauwerk, die längste Bahnhofshalle Deutschlands: 440 Meter Glas und Stahl, das bietet nicht mal der Hauptbahnhof. Vier gewölbte Glasdächer, keine Schnörkel, einfach klare Architektur, entworfen in den Neunzigern von den Architekten von gmp, denen die Stadt auch den Flughafen Tegel, den Hauptbahnhof und BBI verdankt. In Spandau entstand damals Berlins erster Bahnhofsneubau nach dem Mauerfall, heute ist es der erste ICE-Halt für Züge aus Hamburg, Frankfurt und dem Ruhrgebiet. Dass er einen missratenen Nachbarn hat, das klobige Einkaufszentrum, dafür kann der schöne Bahnhof nichts. ANDRÉ GÖRKE

AKADEMIE DER KÜNSTE

Gerade durch die Verschiedenartigkeit seiner Bauten ist er schön, der Pariser Platz. Das modernste Gebäude, ein Glashauserster Güte, steht direkt neben dem ältesten, na ja, zumindest ist der Nachbau des hundertjährigen Hotels Adlon dem Original

nachempfunden. Seine Fassade spiegelt sich in der Verglasung der Akademie der Künste: glasnostische Offenheit. Die Türen öffnen sich und mit ihnen ein Durchgang zum Mahmal, Kaffee und Torte gibt's im Parterre – und Ausstellungen rund um die alte Akademie, die hier stand und nur als Torso überdauert hat. Der 2010 verstorbene Architekt Günter Behnisch hatte im zähen Ringen um Glas statt Stein gesiegt, das Innenleben der 2005 eröffneten Akademie ist so kantig wie cool, so schräg wie manche Kunst. Wenn man eine Veranstaltung im viel zu kleinen Saal besucht, kehrt sich alles um: Beim Blick auf die Quadrate scheint man über dem Pariser Platz zu schweben. Für diese Aussicht müsste man sonst die Präsidentensuite nebenan beziehen. LOTHAR HEINKE

OTTO-BOCK-SCIENCE-CENTER

Das weiße Haus in der Ebertstraße zaubert ein Lächeln ins Gesicht. Man läuft daran vorbei, wenn man vom Potsdamer Platz zum Brandenburger Tor geht. Es sieht einfach lustig aus mit den schwingvollen weißen Bändern und den ungewöhnlich geformten Glasstreifen. Man kommt nicht sofort darauf, dass dieser Würfel einem Muskel nachgebildet ist. Die Architekten Gnädinger haben sich von ihrem Vorbild Le Corbusier inspirieren lassen; drinnen befindet sich das Otto-Bock-Science-Center. Da kann man die neuesten technischen Errungenschaften für Behinderte anschauen. Die optimistische Botschaft, die von diesen nützlichen Erfindungen ausgeht, spiegelt sich perfekt in der Fassade. ELISABETH BINDER

DG-BANK

Frank Gehry ist Dekonstruktivist, einer, der aus Prinzip mit den Regeln der Baukunst bricht, um neue Ausdrucksformen zu finden. Es grenzt an ein Wunder, dass Gehry zum Zuge kam beim Wiederaufbau von Berlins guter Stube, dem Pariser Platz. Dort hatten sich Bauherren strengen Regeln zu unterwerfen: Höhe, Fassadengestaltung und sogar der Baustoff Sandstein waren vorgegeben. Die Kunst bestand darin, den Spielraum zu nutzen. Gehry ist das perfekt gelungen. Die Fassade der DG-Bank zum Pariser Platz ist ruhig, symmetrisch, aber dank kleiner Kunstgriffe bei Fensterformaten und zurückgesetztem Dachgeschoss alles andere als eintönig. Doch Gehrys Fantasie erschöpft sich nicht in der Fassadengestaltung. Das Feuerwerk zündet er kühn im Gebäudeinneren, wo der Konferenzsaal wie ein riesenhaftes Gürteltier liegt und den ehernen Grundsatz von Strenge und Symmetrie verhöhnt. RALF SCHÖNBALL

CANISIUSKIRCHE CHARLOTTENBURG

Dass die Katholiken im modernen Sakralbau der Stadt vorn liegen, lässt sich an keinem Ort besser erfahren als in der Witzlebenstraße. Da steht seit 2002 der vom Architektenbüro Büttner, Neumann und Braun entworfene Neubau der 1995 abgebrannten Canisiuskirche. Ein mit dem Architekturpreis Berlin ausgezeichnet, kühner und trotz aller Monumentalität unglaublich luftiger Blickfang aus zwei Betonquadern. Der linke birgt den lichten, fast kreisförmigen Kirchoraum, der rechte ist eine leere, offene Halle. Stille verbunden sind die beiden Würfel durch ein hölzernes Scharnier, die Marienkapelle. Dieser halbrunde, dem stillen Gebet gewidmete Andachtsraum ist so intim wie der Kirchsaal erhaben ist. Das ist Kirchenarchitektur wie aus Gottes Bilderbuch: Verherrlichung und Seelenfreiraum in einem. GUNDA BARTELS

Welchen Bau der Berliner Nachwendearchitektur finden Sie gelungen oder misslungen? Diskutieren Sie mit: www.tagesspiegel.de/berlin